

Ueber die Eleganz.

Von Dr. R. Nicolas, Bern.

Ich beobachtete neulich eine junge Dame, die auf hohen Absätzen vorwärts trippelte und offenbar alle Mühe hatte, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Gemächlich hinterher wandernd, erging ich mich in zuerst ernste und dann tiefe Betrachtungen, wie ich leider bei jedem auch so geringfügigen Anstoß zu tun pflegte. Ich empfand fast einen körperlichen Schmerz beim Anblick der wahrhaft heldenhafte Anstrengungen, die es den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit kostete, um einmüde in Gang zu bleiben: die Haltung des Körpers, das Gleichgewicht des Leibes, die Art und Weise wie die Beine federnd und die Füßspitzen nach außen geschleudert wurden: alles war erzwungen, alles war unnatürlich. Man kann doch behaupten nicht behaupten, daß ich, daß dies etwa schon seit Jahrhunderten die prächtigen Gestalten der griechischen Göttinnen, an meinem geistigen Auge vorbeizogen; ich malte mir den königlichen Gang einer Juno, das würdevolle und frauliche Auftreten einer Pallas, den leichtfüßigen Lauf einer Diana aus und mußte laut aufschreien, so schön mir das Verhältnis zwischen Aufwand und Ergebnis bei meiner Dame außer jeder Vermuthung zu stehen. Wahrlich, philosophierte ich weiter, die Arbeit verlohnt sich nicht; jammerliche, das ist ein übergroßer Teil des menschlichen Erfindungsgeistes an derartige Tändeleien verschwendet wird; unverständig, daß die erdrückende Mehrheit jener tüchtigen Geschöpfe, die noch die Dreifaltigkeit besitzen, sich Ebenbilder ihres Schöpfers zu wahren, solchen Tüchtigkeiten eine so ungeheure Wichtigkeit verleiht!

Die Tiefe meiner Gedanken hatte die Wirkung gehabt, daß sich mein Blick schwer gegen die Erde senkte. Als ich die Augen wieder erhob, begegnete sie zuerst dem abnungsvollen Objekt meiner inneren Empörung, das offenbar denselben Weg verfolgte, wie ich selbst: oder war ich unwillkürlich in seinem Kielwasser geblieben? Ich ertrappe mich auch dabei, es diesmal mit einem unlegbaren Wohlgefallen zu betrachten, und dem Bedürfnis nachgeben, meine plötzlichen und neuen Gefühle durch einen angemessenen Ausdruck zu bekräftigen, schrie ich halblaut auf: *Boy Donnerwetter bestmal, das Frauengemüthchen nehmst aber eine verfluchte Eleganz!*

Ja, die Eleganz! Was ist sie, woraus besteht sie? Ist sie ein Begriff für sich, oder handelt es sich mit ihr nur um ein Gefühl, daß wir aus uns auf den betreffenden Gegenstand hinausprojizieren? Ist sie Natur, ist sie Kunst? Man spricht von einer natürlichen Eleganz, die sich etwa durch die wohlgeordneten Proportionen eines Körpers, durch das Ebenmaß der Glieder, durch die Klarheit der Gelenke und die Anmut der Bewegungen offenbart. Andererseits gibt es eine künstliche Eleganz, ein Produkt der Kultur und der Erziehung, die von dem sogenannten guten Geschmack abhängig bleibt, ja der Mode unterworfen ist: wie sie wandelbar, launisch und unerkennbar, heute in hoher Gunst, morgen belächelt und vergessen. Während sich jene also an die ewige Schönheit anlehnt, einen ästhetischen Wert darstellt und jenseitigen höhere Ordnung wäre, bliebe diese auf einer niedrigeren Stufe und erschiene nur in unserer Vorstellung, in unserer eingeübten Fantasie. Ein schmiegsamer Leib wäre z. B. schon in sich elegant, während die Eleganz eines hohen Absatzes oder eines Schönheitspflasterchens nur zum Schein beisteht.

Wir müssen tiefer gehen. Das Gebiet der Eleganz ist unbegrenzt. Es gibt nicht nur elegante, elegant gekleidete und sich gebärdende Menschen, es gibt auch eine elegante Kunst, eine elegante Sprache, elegante Gedanken. Die Lösung eines mathematischen oder architektonischen Problems kann elegant sein, oder nicht; sogar bei einer Maschine, bei einer modernsten Waffe hört man von Eleganz sprechen. Es gibt eine elegante Art, sich seiner Feinde zu entledigen und sie umzubringen.

Zuerst muß alles Körperhafte, das Anspruch auf Eleganz besitzt, zierlich und fein sein. Jede gewaltige Waffe, jede Bewegung der Kraft soll vermeiden werden. Der Leib muß schlanke bleiben, die Bewegungen seine Geistes verraten, die Glieder nicht allzu dick, lang und gelenklos sein. Der Knochenbau soll kaum gewahrt sein, die Unebenheiten der Muskulatur verschwinden. Alles soll glatt und rund erscheinen. Es ist also klar, daß wir danach streben, alles in uns und außer uns in dieser Weise zu gestalten, wenn es überhaupt möglich ist, es zu gestalten. Wie werden unsere Haare glätten, unsere Nägel schmücken, unsere Hände, unsere Finger, unsere Füße in die Länge ziehen; wir werden unsere

Mübel zierlich bilden, unsere Fingerringe und unsere Ohrenschmuck das Aussehen der ursprünglichen Kraft durch Zucht rauben, unsere Bewegungen nur halbwegs beiführen, aus unserer Sprache die harten Zusammenstellungen von Lauten und die allzu prägnanten Ausdrücke verbannen, unseren Gedanken die natürliche Schärfe und Rücksichtslosigkeit wegnehmen. Die schillernden und schroffen Farben werden in der Kunst mit bläulichen und ineinanderliegenden ersetzt, alles was aufdringlich und laut ist, streng verpönt, die Formen gerundet, die Falten geordnet und vereinfacht; das Letzte, Geräuschlose gesucht.

Alle die Erscheinungen aber, die wir so umformen, haben doch irgend einen Zweck, und dieser Zweck ist es, dem sie die Entwicklung ihrer speziellen Gestalt verdanken. Es ergibt sich daraus, daß, könnte sich die betreffende Erscheinung, Körper, Glied, Tier, Wort oder Gegenstand, unverändert auf der Bahn ihres besondern Zweckes entwickeln, sie niemals elegant sein würde, denn sie würde sich nur diesen Zweck anpassen und es bis zum letzten Ende treiben, also eine Fortsetzung von Brutalität und Rücksichtslosigkeit erweisen. Wir können aber unmöglich die Dinge von ihrem Zweck ablenken. Was sollen wir also tun, in unserem Streben nach Eleganz? Eine Lösung, eine gewollte, ist hier allein am Platze. Der Zweck kann nicht weggeblafen werden: man soll ihn aber nicht sehen, nicht wahrnehmen. Der eleganteste Gegenstand wird deswegen derjenige sein, bei dem man an seinen ursprünglichen Zweck gar nicht denkt. Wenn ein Kleidungsstück derart gestaltet wird, daß es nur als Hülle, nicht als Schutzmittel gegen Kälte und Nässe erscheint, wenn man bei einem Damenhut gar nicht an möglichen Regen oder an Sonnenstrahlen, sondern nur an Verschönerung des Kopfes denkt; wenn ein Pferd nicht mehr wie ein Lasttier aussieht, sondern wie etwas, das nur da ist, um die Anmut und die Leichtigkeit des Reiters bewundern zu lassen, dann dürfen wir von Eleganz sprechen. Selbstverständlich bleibt der Zweck bestehen, er wird nur verschleiert, und oft derartig, daß er nur mit Mühe und Not zu entdecken ist. Die Sprache z. B. sollte eigentlich dazu dienen, unsere Gedanken auszudrücken; eine elegante Sprache ist meistens dazu da, um die Gedankenarmut zu verbergen.

Weiter: es ist im höchsten Grade unelegant, die Mühe und die Anstrengung sehen zu lassen, die eine Arbeit verursacht. Jede Erscheinung ist im Grunde genommen das Ergebnis einer solchen Arbeit. Energie muß in jedem Falle herausgibt werden. Da man der Zweck nicht wahrnehmen darf, darf man den Weg zu seiner Erfüllung ebensovieleig wahrnehmen. Eine elegante Hand ist nicht dazu da, um Gegenstände anzufassen; wenn ich also einen Gegenstand anfasse, soll ich so tun, als ob es mich keine Anstrengung kostete und der Gegenstand gewissermaßen von selbst an meiner Hand klebt; daher das Anpassen nur mit zwei Fingern, daher das Markieren des kleinen Fingers als blasierter Müßiggänger. Die vier Pfoten eines Hundes sind da, um ihren Besitzer auf dem Boden zu halten; ein elegantes Hündchen hält sich nur auf drei Pfoten, ein überelegantes sogar nur auf zwei, und wir sind von einer solchen Stellung enttäuscht. In derselben Weise hat man zu verstehen, wie die Lösung eines Problems, wie ein Gedanke elegant sein können: es soll sein, als ob sie vom Himmel gefallen wären und gar keine Arbeit verlangt hätten. Die Eleganz eines Gemäldes besteht zum Teil darin, daß der Pinsel des Künstlers sich von selbst zu bewegen scheint; natürlich müssen auch die dargestellten Gegenstände an sich elegant wirken. In der Welt der Kunst stehen wir vor ähnlichen Erscheinungen.

Die Vereinigung der Anstrengung und die Verhüllung ihrer Auswirkungen führt dahin, sich gegen dasjenige unter den natürlichen Gesetzen aufzuheben, dessen Ueberwindung die größte Summe von Kraftaufwand erfordert, ich meine das Gesetz der Schwere. Man will, soweit es geht, die Leichtigkeit betonen und wenn nötig vortäuschen. Es ist ein ähnlicher Vorgang, wie bei den Hündchen oben. Der Körper soll von keinem Gewicht gehemmt werden, man geht nicht mehr, sondern gleitet oder schwebt, zwei Arten von Bewegung, bei denen unsere unangenehme Abhängigkeit vom Erdmittelpunkt nicht empfunden wird. Mit welcher Eleganz glitten Herren und Damen der Rokokozeit auf den spiegelglatten Fußböden ihrer Salons dahin! Da es aber nicht angeht, sich auf der Straße in dieser Weise fortzubewegen, stellt man sich wenigstens, als ob man schwebte; man setzt nicht die ganze Sohle auf das Pflaster, sondern nur die Fußspitze. Da haben wir die hohen Absätze, Heftschuhe einer leichteren und gräßlichen Gattung. Auf allen Gebieten wird das Schwere vermindert; die Architektur ist nicht überladen, die Säulen leicht, schlank, als ob sie

nichts zu tragen hätte, überflüssige Ornamente werden entfernt oder nicht geübt, die Farbe selbst wird luftig und unecht. Wir haben es endlich: Unrecht! Die Eleganz verlangt, daß alles kein natürliches Aussehen verliert, daß alles forriert wird, und dies nicht nur in der körperlichen Welt der Erscheinungen, sondern auch in der moralischen der Gedanken, der Gefühle und der Empfindungen. Man darf nicht mehr seine Freude, seine Traurigkeit, seine Begeisterung oder Ablehnung frank und frei bekunden, das wäre unfein. Ein eleganter Duellant, der eben mit gemessenen und feineswegs brutalen Bewegungen seinen Gegner erledigt hat, soll sofort an etwas anderes denken, denn, nicht wahr, der Duelle soll verborgen bleiben, die Sache an sich soll gleichgültig sein. Mit andern Worten, der Eleganz hat fortwährend eine Maske vor dem Gesicht zu tragen, und es hat ja Zeiten gegeben, wo diese Maske auch in natura existierte. Er fängt damit an, sich unnatürlich zu gebärden, dann verleiht er die Natur auch in seinen Innersten, wird von der Sohle bis zum Scheitel etwas Gezieretes, Faltsches, Verlogenes, kurzum im höchsten Grade Verwerfliches. Die Abhängigkeit und Vorstellungen der Eleganz erweckt haben, sind zwar ganz natürlich, wir haben aber, unserem unglückseligen Instinkt folgend, alles danach ummodellieren wollen, und jetzt haben wir vor uns das schauerhafte Ergebnis! Frau, meine kleine Dame mit den hohen Absätzen!

Wo ist die denn eigentlich dort trippelt sie weiter. Ob sie ahnt, was sie im Grunde ist? Aber, was sehen meine Augen? Sie steuert auf dieses jenseitige Kerlchen zu, das von derselben Sorte zu sein scheint, wie sie selbst. Sie grüßen sich, sie geben sich die Hände, sie gehen jetzt Arm in Arm, sie drehen sich um, sie kommen näher. Jetzt kann ich ihre Gesicht besser betrachten, und es will mir scheinen, daß das glückliche Lächeln, mit dem sie sich gegenseitig anschauen, gar nichts, aber rein gar nichts von Falschheit und Unnatur besitzt.

Der Kniefall. Etage von A. J. Die Entreeglocke erklingt. Leicht wandte die Frau Geheimrat von ihrer Ottomane aus dem Kopf nach der Portiere hin. Gleich darauf hüpfte ein hübscheres Stammerglockchen herein und überreichte der Gnädigen auf silbernem Tablett eine Bienenkarte.

„Ich lasse den Herrn Affessor bitten!“ sagte die Frau Geheimrat zu dem Wächter. Eine halbe Sekunde später stand der Herr Affessor in dem Vordire, deren Zuhörerin ihm liebenswürdig die Hand darbot. Die Frau Geheimrat war mit ihren 35 Jahren eine vollendete Schönheit, deren Reize die Männerherzen fast mehr noch begaberten als die knospenhafte Lieblichkeit ihrer fleischigen einjährigen Tochter Alara.

Verwundert hingen die Blinde des Affessors auf der schönen Frau, und bald brannete seine Verwunderung in einen wahren Fadelstern glühender Worte zu ihr hinüber. „Wahrscheinlich hob sie die Hand. Da kam er vor ihr auf die Knie und drückte eine Hand voll Rosen auf die Hand der schönen Frau.“

In diesem Augenblick erschien im Rahmen der Portiere der Geheimrat. Trotz seiner alternden Erscheinung stand er imponierend da, und drohend rührten seine Blinde auf der Gruppe vor ihm. Der Affessor war aufgesprungen, aber langsam und glücklich lächelnd erhob sich die Frau Geheimrat. „Denke dir nur, lieber Onkel,“ sagte die schöne Frau gerührt, „der Herr Affessor hat soeben um die Hand unserer Alara angehalten!“

Ein fleißiger Jüngling. Ein Professor der Rechtswissenschaft hatte eine schöne Tochter, in welche ein Student verliebt war; sie erwiderte diese Liebe und bestellte den Studenten fest, wenn ihr Vater Kolleg las. Der junge Mann kam infolge dessen während des ganzen Semesters nicht in die Vorlesung, was dem Professor längst aufgefallen war. Als der Student das Honorar zahlte, fragte ihn daher der Gelehrte: „Aber Herr Student, ich habe Sie nie in meinen Vorlesungen gesehen, obgleich Sie belegt haben; arbeiten Sie denn so fleißig zu Hause?“

„O nein, Herr Professor,“ erwiderte der Student, „ich studiere unterdessen Rechtswissenschaft nach Ihrem alten Werte.“

— Zukunfts bild. Hausfrau (vor der Kammerdiener des Adj.): „Sind Sie schon nach, Anna? Ich habe bereits Feuer gemacht und bringe Ihnen den Kaffee so wie die Morgengabe. Wenn Sie sonst noch was wünschen, bitte, zu klopfen.“

Das Geständnis.

Erzählung von Hanns Lambricht.

Das war, als Jean Marets Büchchen zur Welt kam. Der große närrische Mann mit dem Wüßchen im Arm. Er hat's der Mutter vom Bett weggenommen — nein, gestohlen hat er's.

Und hinterher mit ihm in die Stube. Allein will er's haben, ganz närrisch allein. Er ist ein rauber, ein robuster. Er schämt sich, weidig und gerührt und ungeheuer glücklich zu sein. Der Jean Marek aus der Gasse von Lüttich, Jauchsel, die Hölle nennen sie es, das Kohlenland um Lüttich herum. Es gährt immer dort, es brennt und lodert. Schäumendes Ballonenblut Belgisches Soja. Lommer!

Wenn die großen Streiks losbrechen, tobt die Hölle im Raaton. Und Blut fließt. Und man hat eine fällt, der nicht mehr aufsteht. J. B. der Vater Michel!

Nachdem der Vater Michel im großen Streik erschlagen war, konnte Jean Marek mit der Tochter Leontine Spaghet machen. Weil der Vater Michel nie und nimmer von der Spaghet etwas wissen wollte. Ein Streifer wie der Jean Marek.

Er hat den Arm um des Mannes Schulter gelegt, er schüttelt ihn, beschwört ihn. Des Mannes Kopf hängt gebrochen. Seine Stirn neigt sich auf die des winnenden Kindes. Sein stolzer Atem fährt glühend über das Kindchen hin. Schweißtropfen öffnen sich die Kinderaugen, lächmüßig um ein Straß herauß, ein einzelnes Leuchten. ... Das Manne's sierre Blide verjünten darin. Keuchend, erstickt ächzt er es her aus:

„Ja... ja... ich hab's getan.“

Georg bleibt in gebogener Stellung, horcht noch, hält den Atem an, wiederholt medamsch jedes Wort — ob da nicht eine Lösung sei... „Ränge, angkostlos, todtliche Pause.“

„Du — hast — es — getan.“

„Und richtet sich auf und stößt es gell heraus.“

„Stell vor ihm steht der dünne, gäbe, unerfüllliche Mann. Seine Stimme schill wie wegende Messer: „Ich kann bezeugen, daß der schwarze Glasbläser nicht in dem Zimmer war, als der Vater Michel erschlagen wurde.“

Und plötzlich fällt sein Schatten wie ein Schlagbaum über den Mann, der sein Kind in die Arme preßt. Er packt ihn bei der Schulter, schüttelt ihn. Das Kind zerknittert weinend das Gesicht, stößt leise, erschöpfte Schreie aus.

„Jean Marek, sag' dein furchtbares Geheimnis! Sag' es! Oder ich schreie es hinaus. Ich habe dich beobachtet all die Zeit, ich habe dich nicht aus den Augen gelassen. — Sag' jetzt dein Geheimnis, sag' es — oder oder...“

Der Mann möchte auf — fort — da preßt ihn Georg nieder, seine scharfe, schneidende Stimme plötzlich in erdrunder, zwingendes Milde:

„Sag' ein Wort, Jean Marek, sag' es jetzt, jetzt, jetzt! Sag' es deinem Kind! Es wird dir leichter. Keine Seele wird wieder hell. Gott muß gerecht sein, er muß — hörst du? Dein Kind wird nicht leben, solange der rote nicht ruht hat. Und jetzt willst du noch einen zu Tode bringen, einen unschuldigen. Ich schwöre dir, du darfst nicht mit deinem Kinde lächeln, wenn das Blut von zwei Menschen auf dich fließt.“

Er hat den Arm um des Mannes Schulter gelegt, er schüttelt ihn, beschwört ihn. Des Mannes Kopf hängt gebrochen. Seine Stirn neigt sich auf die des winnenden Kindes. Sein stolzer Atem fährt glühend über das Kindchen hin. Schweißtropfen öffnen sich die Kinderaugen, lächmüßig um ein Straß herauß, ein einzelnes Leuchten. ... Das Manne's sierre Blide verjünten darin. Keuchend, erstickt ächzt er es her aus:

„Ja... ja... ich hab's getan.“

Georg bleibt in gebogener Stellung, horcht noch, hält den Atem an, wiederholt medamsch jedes Wort — ob da nicht eine Lösung sei... „Ränge, angkostlos, todtliche Pause.“

„Du — hast — es — getan.“

„Und richtet sich auf und stößt es gell heraus.“

„Hinter den Gedanken bohren in sein Hirn... Jean Marek, du lebst noch? ... Sein Blut jagt. O, es ist entsetzlich.“

Leontine ist bei der Mutter. Der Mann gibt ihr das Kind nicht mit, er will es bei sich haben, er will die wenigen Stunden noch auskosten. Droben schläft's in der Kammer. Der Mann wärmt auf dem Spirituskocher die Milch. Wie eine treue Mutter, sorgsam und nicht ungeachtet.

Da tritt Georg herein. Sinter ihm jagt der Wind die Türe zu. Ein gefährlicher Sturm. Der Tag ist verfinstert.

Morgen beginnt die Gerichtsverhandlung gegen den Glasbläser. Ich werde mein Zeugnis abgeben. Jean Marek, und dann lebst du noch!“

Der Wind stößt gegen die Augenlider, daß das Haus erschüttert. Ein lautes Knarren im Gang, wie ein Sprung, ein Riß im Gestein. Georg tritt in den Gang zurück. Er sieht die Steinplatten gehoben, teilweise aus dem Zement gerissen. Sein höflicher Ruf:

„Jean Marek, siehst du es — dein Haus wankt!“

Ein zweites Verstummen, lauter scharfer. Die breite, mittlere Steinplatte ist aufgewölbt, steht steil in den Boden hinunter. Ueber Georg's Schulter reckt Jean Marek mit dem Besenstiel, stößt gegen die Platte — sie gibt nach, rutscht — poltert in den eingestürzten Boden — Bergott, das ist keine der üblichen Bodenstufen, das ist ein Abrutsch, ein tiefer, gefährlicher.

„Das Kind!“ brüllt Jean Marek auf, jetzt über die Einjenkung mit einem Sprung hinweg. Die Treppe hinauf. Ihm nach Georg. Gott im Himmel, das Kind! Sie stürmen hinauf, ihre Schritte dröhnen — da... ein Plätschern, Splittern, Reiben, Verleiten, Knutschen — über ihnen, neben ihnen, hinter ihnen... die Treppentufen reißen, verschieben sich — die Decken splittern, die Balken scharren, der weiche Kalk rieselt, bröckelt, fließt herab... überhüllt mit Staubböden die Wände.

Die sieben steinern, vom Krampf gelähmt, ihre fahlen Gesichter gloten in dem verfinsterten Tageslicht. Versuert der Luftzug, der Abstieg, schief hängt das Haus.

Georg will zwischen den Balken hindurchdrängen, den Sprung über die Einjenkung zurück wagen, da zerrt ihn Jean Marek's eiserne Faust zurück. Stiere, glühende Augen. Der Wahnsinn köst in diesem Gesichte. Seine hoch glühende Stimme:

„Wenn die feinsten Stoffe auch noch manche Verbesserung erfahren werden, so ist in größeren Geweben getragene Stoffe geübt worden. Was hätten die Militärbehörden ohne diese Kriegsverbindungen angefangen? zud- und Sandfäden, Brustbeutel, Zeltdaken, Matrasen- und Bettbezüge, Mäntel und Pelzerinnen, Arbeitskleidung, Korsetts, Arbeiterkleidung u. s. w. Verwendung finden. Für die Kranken- und Säuglingspflege sind besonders seine Eigenschaften hervorgehoben, die vor allem für Verbandsgewebe und als Bindeln dienen sollen.“

Das größte Bedürfnis war ein brauchbarer Ersatz für Wäschstoffe. Dieser ist nun bis zu einem gewissen Grade geschaffen. Handtücher in Dreifach- und Quadrabündeln sind überall im Handel erhältlich; ihr schimmelfrei ist vorläufig das Vorurteil der Hausfrauen. Dazu kommt die Unkenntnis, die neue Wäsche entsprechend zu behandeln, die selbstverständlich nicht noch alter Methode gewaschen werden darf, sondern der Struktur ihrer Zusammensetzung gemäß gewaschen werden muß. Auch gefoch darf die neue Wäsche nicht werden, sondern nach dem Reinigen mit der Bürste, dem Wringen durch die Maschine, muß sie, noch feucht, heiß gebügelt werden. Wird die Wäsche gemäßig behandelt, kann sie uns sehr gut als Ersatz dienen. Auch Wäschstoffe, oft porösen, katabarischen Gewebes, sehen schon, zu gefälligen Wäschstoffen verarbeitet, in genügender Anzahl zur Verfügung. Die Wäschstoffe sind oft mit bläulichen Hülsen- und Alkalispitzen gezieret, die gleichfalls aus Papiergeweben gearbeitet werden. Ebenso dienen Knäpfbänder und Stickeren aus Papiergeweben oft als angenehme un-aufdringliche Verzierung.

Somit wäre für die Unterbekleidung reichliche Vorkehrung getroffen. Aber auch Stoffe zur Oberbekleidung stehen heute schon zu Gebot, an denen niemand mehr Anstoß nehmen kann. Die hübschesten ihrer Gattung sind sommerlichen Charakters und nach Art der Schleierstoffe hergestellt, gefächelt und bedeckt, und unterscheiden sich kaum von den Schwesterstoffen in Baumwolle. Von feiner Körpergewebe als Leinen gibt's schon in allen Modetönen, die nicht nur für Kleider, sondern vor allem, teils glatt, teils ebenfalls bedeckt, für Schürzen, Unterröde, Schwesternkleidung, Korsetts, Arbeiterkleidung u. s. w. Verwendung finden. Für die Kranken- und Säuglingspflege sind besonders seine Eigenschaften hervorgehoben, die vor allem für Verbandsgewebe und als Bindeln dienen sollen.

Wenn die feinsten Stoffe auch noch manche Verbesserung erfahren werden, so ist in größeren Geweben getragene Stoffe geübt worden. Was hätten die Militärbehörden ohne diese Kriegsverbindungen angefangen? zud- und Sandfäden, Brustbeutel, Zeltdaken, Matrasen- und Bettbezüge, Mäntel und Pelzerinnen, Arbeitskleidung, Korsetts, Arbeiterkleidung u. s. w. Verwendung finden. Für die Kranken- und Säuglingspflege sind besonders seine Eigenschaften hervorgehoben, die vor allem für Verbandsgewebe und als Bindeln dienen sollen.“

Das größte Bedürfnis war ein brauchbarer Ersatz für Wäschstoffe. Dieser ist nun bis zu einem gewissen Grade geschaffen. Handtücher in Dreifach- und Quadrabündeln sind überall im Handel erhältlich; ihr schimmelfrei ist vorläufig das Vorurteil der Hausfrauen. Dazu kommt die Unkenntnis, die neue Wäsche entsprechend zu behandeln, die selbstverständlich nicht noch alter Methode gewaschen werden darf, sondern der Struktur ihrer Zusammensetzung gemäß gewaschen werden muß. Auch gefoch darf die neue Wäsche nicht werden, sondern nach dem Reinigen mit der Bürste, dem Wringen durch die Maschine, muß sie, noch feucht, heiß gebügelt werden. Wird die Wäsche gemäßig behandelt, kann sie uns sehr gut als Ersatz dienen. Auch Wäschstoffe, oft porösen, katabarischen Gewebes, sehen schon, zu gefälligen Wäschstoffen verarbeitet, in genügender Anzahl zur Verfügung. Die Wäschstoffe sind oft mit bläulichen Hülsen- und Alkalispitzen gezieret, die gleichfalls aus Papiergeweben gearbeitet werden. Ebenso dienen Knäpfbänder und Stickeren aus Papiergeweben oft als angenehme un-aufdringliche Verzierung.

Somit wäre für die Unterbekleidung reichliche Vorkehrung getroffen. Aber auch Stoffe zur Oberbekleidung stehen heute schon zu Gebot, an denen niemand mehr Anstoß nehmen kann. Die hübschesten ihrer Gattung sind sommerlichen Charakters und nach Art der Schleierstoffe hergestellt, gefächelt und bedeckt, und unterscheiden sich kaum von den Schwesterstoffen in Baumwolle. Von feiner Körpergewebe als Leinen gibt's schon in allen Modetönen, die nicht nur für Kleider, sondern vor allem, teils glatt, teils ebenfalls bedeckt, für Schürzen, Unterröde, Schwesternkleidung, Korsetts, Arbeiterkleidung u. s. w. Verwendung finden. Für die Kranken- und Säuglingspflege sind besonders seine Eigenschaften hervorgehoben, die vor allem für Verbandsgewebe und als Bindeln dienen sollen.

Wenn die feinsten Stoffe auch noch manche Verbesserung erfahren werden, so ist in größeren Geweben getragene Stoffe geübt worden. Was hätten die Militärbehörden ohne diese Kriegsverbindungen angefangen? zud- und Sandfäden, Brustbeutel, Zeltdaken, Matrasen- und Bettbezüge, Mäntel und Pelzerinnen, Arbeitskleidung, Korsetts, Arbeiterkleidung u. s. w. Verwendung finden. Für die Kranken- und Säuglingspflege sind besonders seine Eigenschaften hervorgehoben, die vor allem für Verbandsgewebe und als Bindeln dienen sollen.“

Das größte Bedürfnis war ein brauchbarer Ersatz für Wäschstoffe. Dieser ist nun bis zu einem gewissen Grade geschaffen. Handtücher in Dreifach- und Quadrabündeln sind überall im Handel erhältlich; ihr schimmelfrei ist vorläufig das Vorurteil der Hausfrauen. Dazu kommt die Unkenntnis, die neue Wäsche entsprechend zu behandeln, die selbstverständlich nicht noch alter Methode gewaschen werden darf, sondern der Struktur ihrer Zusammensetzung gemäß gewaschen werden muß. Auch gefoch darf die neue Wäsche nicht werden, sondern nach dem Reinigen mit der Bürste, dem Wringen durch die Maschine, muß sie, noch feucht, heiß gebügelt werden. Wird die Wäsche gemäßig behandelt, kann sie uns sehr gut als Ersatz dienen. Auch Wäschstoffe, oft porösen, katabarischen Gewebes, sehen schon, zu gefälligen Wäschstoffen verarbeitet, in genügender Anzahl zur Verfügung. Die Wäschstoffe sind oft mit bläulichen Hülsen- und Alkalispitzen gezieret, die gleichfalls aus Papiergeweben gearbeitet werden. Ebenso dienen Knäpfbänder und Stickeren aus Papiergeweben oft als angenehme un-aufdringliche Verzierung.

Somit wäre für die Unterbekleidung reichliche Vorkehrung getroffen. Aber auch Stoffe zur Oberbekleidung stehen heute schon zu Gebot, an denen niemand mehr Anstoß nehmen kann. Die hübschesten ihrer Gattung sind sommerlichen Charakters und nach Art der Schleierstoffe hergestellt, gefächelt und bedeckt, und unterscheiden sich kaum von den Schwesterstoffen in Baumwolle. Von feiner Körpergewebe als Leinen gibt's schon in allen Modetönen, die nicht nur für Kleider, sondern vor allem, teils glatt, teils ebenfalls bedeckt, für Schürzen, Unterröde, Schwesternkleidung, Korsetts, Arbeiterkleidung u. s. w. Verwendung finden. Für die Kranken- und Säuglingspflege sind besonders seine Eigenschaften hervorgehoben, die vor allem für Verbandsgewebe und als Bindeln dienen sollen.

Wenn die feinsten Stoffe auch noch manche Verbesserung erfahren werden, so ist in größeren Geweben getragene Stoffe geübt worden. Was hätten die Militärbehörden ohne diese Kriegsverbindungen angefangen? zud- und Sandfäden, Brustbeutel, Zeltdaken, Matrasen- und Bettbezüge, Mäntel und Pelzerinnen, Arbeitskleidung, Korsetts, Arbeiterkleidung u. s. w. Verwendung finden. Für die Kranken- und Säuglingspflege sind besonders seine Eigenschaften hervorgehoben, die vor allem für Verbandsgewebe und als Bindeln dienen sollen.“

Der Mensch in Papier.

Vu Popper in den Hamburger Nachrichten.

Was einst uns blindes Ungeheuer nur schien, ein Postnachrichtiger, für eine schlichte Rotillongewebe geboren, — o wohin sind diese glücklichen Zeiten! — ist zur harten Notwendigkeit geworden: der Mensch in Papier ist heute eine bittere Tatsache. Auch der oft verachtete Papierträger des Jungesellen ist heute kein Scherz mehr, sondern eine Hilfe, die vielen zur Erleichterung geworden ist.

Tausende von Fabriken der Textilindustrie, die aus Mangel an Rohstoffen lange still stehen würden, sind heute mit Hochdruck damit beschäftigt, aus Ersatzgewebe aus Papiergefilzen herzustellen.

„Nemmet Holz vom Fichtenstamm,“ heißt es hier, gewinnt daraus den für das Gewebe notwendigen Spinnstoff, aus dem der Spinnfabrik auf verschiedene Art gewonnen wird, wobei jeder Erfinder sein Verfahren für das richtige hält. Das bestenwerteste und am meisten fördernde Verfahren stammt aber wohl von Professor Richter, Wien, dem diese neue Industrie Aufschwung zu verdanken hat.

„Was ist das Blut von dir ab, Wörder!“ Und geht zur Türe und steht da wieder still. „Den Fußtritt, den du jetzt von mir bekommen hast, gibt dir später das Kind. Was mich du also noch bei dem Kind? Die Gerichtsverhandlung gegen den Glasbläser ist jetzt. Wenn ich jetzt meine Aussage mache, ist er frei.“

Und schallbar, steinern, fordernd sein Blut, ein furchtbarer Blut: „Du fürst heute nacht in der Grube ein. — Du — müßt nicht mehr — wiederkommen — und ich schweige.“

Hinter ihm hält die Türe zu. In der Stube ballt sich das Dunkel immer dichter zusammen. Wild und wild rauft Jean Marek sich auf, will zur Grube, will sich einfahren lassen. Die düstern Gedanken des Vergewerks ragen. Der Forderhufst hant hinab. Wild und verzwehelt rautt des Mannes Sehnsucht nach oben. Am Frühmorgen ist Georg noch im Hause bei der Schwester. Sie ist glücklich, sie soll's nicht wissen. Wenn dann das — Unglück geschieht und der Mann nicht mehr aus der Grube heimkommt — da hört man schwere Schritte im Eingang... Der Mann schreut und verstört, das Haar verwehelt.

Da tritt Georg zu ihm hinaus. „Du lebst noch, Jean Marek?“

„Du lebst noch, Jean Marek?“